

Literatur des Auslandes.

N^o 79.

Berlin, Montag den 2. Juli

1838.

England.

Zur Geschichte der Englischen Karrikaturen.

Im Französischen giebt es ein eigenthümliches Wort zur Bezeichnung des linksichen Wesens und der Unbeholfenheit, welche dem Spießbürger anklebt; dasselbe heißt malotru, und wir wollen wenig danach fragen, ob es von male ostrosus oder von male structus oder gar von mal estru, was im Languedoischen Dialekte so viel wie mal apris bedeutet, abgeleitet ist; aller Wahrscheinlichkeit nach aber kommt es von male ortus. Lassen wir nun auch die Etymologieen dieses Wortes ganz auf sich beruhen, so ist doch gewiß, daß die Normandie in der Mitte des 17ten Jahrhunderts eine Familie von Sonderlingen besaß, welche Malotrio hieß. Eines der ehrenwerthen Mitglieder derselben trug sechs Paar Strümpfe, sechs Paar Beinkleider und sechs Kutten. Als derselbe eines Tages die Messe las, glaubte er auf dem Gesichte seines Gutsherrn ein leises, höhnisches Lächeln zu bemerken; dies bestimmte ihn, Herrn von Laffon einen Prozeß an den Hals zu werfen. Der Verklagte rächte sich durch eine zum Sprechen ähnliche Karrikatur, welche den Richtern zum nicht geringen Vergnügen gereichte, sie konnten sogar nicht umhin, zu gestehen, daß es schwer halten müsse, beim Anblick eines solchen Menschen nicht zu lachen. Herr von Laffon wurde freigesprochen.

Seine Entschuldigung können sich alle Karrikaturen-Zeichner zueignen. Wie sollte man nicht spotten, wenn uns so viele verspottbare Dinge begegnen? Ist das Lachen nicht ein eigenthümlicher Vorzug des Menschen? die Thiere weinen; kein einziges lacht. Das Lächeln, welches uns das Häßliche und Gemeine entlockt, ist eine Huldigung, die wir dem Schönen und Edlen darbringen. Der Tempel der Karrikatur gränzt unmittelbar an den des Ruhms, und es giebt keinen großen Mann, der nicht die Apotheose des Lächerlichen erduldet hat. Der Spott läuft im Gefolge des Ruhms einher, und das Erhabene schlägt in das Komische um. Gönnen wir dem Helden die Freude des Triumphs, aber er mag auch nicht finster darein schauen, wenn zuweilen spöttische Verse durch die Gesänge, welche seinen Ruhm verkünden, hindurchtönen. — Wenn jede Erscheinung zwei Seiten hat, nach denen sie aufgefaßt werden kann, so lehrt der Karrikaturen-Zeichner nur die eine hervor, und deshalb ist er weniger ein strenger Richter als ein Lustigmacher; er will weniger eine Censur ausüben, als zum Lachen anregen. Ihm ist Alles erlaubt, weil Alles, was er thut, keine ernste Bedeutung hat. Man kann zwanzig Jahre den Geißelhieben der Satire und den Verzerrungen der Karrikatur ausgesetzt seyn, ohne das Geringste von seinem Ruhme einzubüßen. So ist Gillray, der Fürst der Englischen Karrikaturen-Zeichner, jetzt gänzlich vergessen, während Napoleon, der von ihm so vielfach Angegriffene und Verspottete, noch eben so berühmt ist, wie er es nur je war.

Sobald man die Schwelle des Tempels der Mode oder des Ruhmes überschritten hat, befindet man sich auch im Innern unseres grotesken Museums, in welchem der Volkswitz, der gegen alles Glänzende und Ungewöhnliche wüthet, Hohepriesterstelle vertritt. Der Karrikaturist nimmt die Vorurtheile des Volks auf und schmeichelt ihnen; so liefert er einen Kommentar zur Geschichte, mildert deren Ernst und dient den immer ungerechten Leidenschaften, auf deren Stimme die Nachwelt nicht achtet. Wenn uns ein günstiger Zufall eine Karrikatur Cicero's, Cäsar's oder eines anderen berühmten Römers in Herculanium finden ließe, so würden wir erfahren, welche Lächerlichkeiten diese großen Männer hatten; wir würden uns in die Römerzeit zurückversetzen und uns ein anschauliches Bild von den Interessen, Thorheiten und Leidenschaften derselben entwerfen können. Der gewöhnlichen Geschichtsdarstellung fehlt das frische Leben, aber eben weil die Karrikatur der Ausdruck der Leidenschaft ist, so giebt sie uns auch ein Spiegelbild der Gegenwart. Dem unparteiischen Richter, der das Für und Wider sorgfältig abwägt, der sich auf die verschiedensten Standpunkte zu stellen weiß, ziemt allerdings die Gerechtigkeit; aber zu den wesentlichen Eigenschaften der Karrikatur gehört die Uebertreibung und Ungerechtigkeit. Der Italienische Ausdruck caricato und der Französische charge bezeichnen nicht vollständig, den ironischen und beißenden Charakter der modernen Karrikatur. Dieselbe hat immer eine persönliche Tendenz, und die Pfeile, die sie abschießt, haben eine vergiftete Spitze.

Deshalb kann man auch die Darstellungen, welche das Laster im Allgemeinen angreifen, nicht zu dieser Gattung zählen; dieselben gehören mehr zum Gebiet der Satire. So z. B. ist „der verzweifelte Musiker“, auf den aller Lärm, alles Geräusch einströmen, welche die verschiedenen Mitglieder des Thierreichs wie die riesenhafte Industrie einer großen Stadt nur irgend hervorbringen können, kein Gegenstand der Karrikatur. Eben so wenig sind es zwei vortreffliche Skizzen, welche „der enthusiastische Maler“ und „der Admiral im süßen Wasser“ betitelt sind. Auf der ersten wird ein bebrillter Maler dargestellt, der sich am Ufer des Meeres niedergelassen hat; vor seiner Staffelei sitzend, ist er ganz der Wirklichkeit entrückt und in künstlerische Entzückung versunken; aber leider beginnt jetzt die Fluth, und die Wogen bespülen schon seinen Fuß, ohne daß er die ihm immer näher rückende Gefahr bemerkt. Der „pensionirte Admiral“ schiffte ganz gemüthlich auf einer Lache umher, in welcher die Enten ihr unschuldiges Spiel treiben; das Schiff, welches er lenkt, ist eine Art Kuschale; in dieser sind drei oder vier kleine Kanonen aufgepflanzt, mit welchen er eine von Papp erbaute Festung am rechten Ufer eifrig beschießt. „Der gichtbrüchige Jäger“ ist ein Seitenstück zum „pensionirten Admiral“; derselbe ist auf einen Lehnstuhl hingestreckt, welchen ein Negeer umherrollt; so legt er auf einen unschuldigen Vogel an, der davonfliegt, während der hinter dem Lehnstuhl stehende Bediente sich vor Lachen ausschüttet. Hätte der Künstler auf der einen Skizze einen bestimmten General mit Portrait-Ähnlichkeit und eben so auf der anderen einen wirklichen Admiral außer Diensten dargestellt, so hätten wir eine Karrikatur erhalten.

Bei Hogarth erhebt sich die Satire zuweilen zur Erhabenheit und macht einen erschütternden Eindruck; aber dieser Künstler griff mehr das Laster im Allgemeinen an, als daß er seine Kunst an einzelnen, wirklichen Personen versucht hätte. Man kann sich allerdings nicht ohne Grauen in eine der dunkeln und winkligen Höhlen versetzen, in welchen sich der Londoner Pöbel im Gin (Schnaps) für seine Leiden zu entschädigen sucht. Von dort gehe man nach dem Laden des Pfandleihers; die Hände, welche eine kleine Münze für die Lumpen, die sie als Unterpfand lassen, hinnehmen, verkünden das tiefste Elend. Am Fenster einer Bodenkammer schwebt der Körper eines Handwerkers im Winde; eine trankene Mutter sieht ihr Kind ihren Händen entgleiten und auf die Straße fallen; sie stürzt ihm nach. Anderes Elend und andere Verworfenheit enthüllt uns das Leichenbegängniß einer Frau, hinter dem der tiefgerührte Gatte betrunken einherwanzt; ein bleiches, abgezehrt kleines Kind schläft mit dem Branntweinglase in der Hand am Geländer eines Brunnens. Alle diese Darstellungen, welche man tragische Scenen aus der niederen Sphäre nennen könnte, sind keine Karrikaturen.

Man hat durch mehr als eine Theorie das Lachen und das Komische zu erklären gesucht; das Einfachste ist wohl, den Ursprung des Komischen in der Verknüpfung der Gegensätze zu suchen und das Lachen als das Staunen über einen Kontrast zu bezeichnen. Der Rechenkünstler, der das Mittel, die Staatsschuld zu tilgen, gefunden hat und wegen einer Schuld von drei Schillingen im Schuld-Gefängnisse sitzt, ist eine komische Figur. So machen die guten Bürger, die sich als Freunde des Landebens zu beweisen glauben, wenn sie in einer finsternen Schenkstube, welche die Aussicht auf eine staubige Landstraße gewährt, aus ihren großen Pfeifen qualmen, einen komischen Eindruck. Die Flamändischen Maler sind reich an solchen unbeabsichtigten Kontrasten. Rembrandt hat alle seine Ragier und Hohepriester mit dem Kostüm der wackeren Bürgermeister von Leyden und Amsterdam ausgestattet. Der König Salomo trägt Busenkransen und Manschetten; im Zimmer der sterbenden Cleopatra erblickt man eine Stuhluhr und ein Klavier. Vor nicht gar zu langer Zeit konnte man den tapferen Achilles auf dem Französischen Theater mit einem Nieder, Reifrock und Federhut erblicken. Hamlet erschien in kurzen schwarzseidenen Beinkleidern mit einer gepuderten Perücke; Cato wurde mit einem beblühten Schlafrock ausgestattet und streckte sich ganz behaglich in einen Lehnstuhl à la Voltaire hin; Talma und Kemble haben diese Thorheiten zuerst abgeschafft. Wenn man einem gereiften Mann einen Falldhut aufsetzen wollte oder die Frau eines Krämers darstellte, welche die Herzogin nachahmt, so erhielt man vortreffliche Karrikaturen. Ein hoher Europäischer Offizier, der eine Beschreibung des militäi-

rischen Zustandes des Ottomanischen Reiches herausgegeben hat, ließ sich auf der Titel-Biggette in einer ganz eigenen Stellung abbilden. Er ist mit dem gewöhnlichen Kostüm der Generale Ludwig's XV. bekleidet; in der Hand hält er ein großes Sieb, durch welches eine Menge kleiner Türken, Kanonen, Haubizen u. s. w. hindurchgleiten.

Der Englische Karrikaturist, der die Minister seiner Zeit als kleine Schornsteinfeger darstellte, wie sie nach einer Sackpfeife tanzen, die William Pitt bläst, hat den doppelten Zweck der Karrikatur erreicht, nämlich Lachen zu erregen und anzuschwärzen. Wir müssen bei der Karrikatur durchaus auf Jemandes Kosten lachen. Eine harmlose Karrikatur wäre ein Urding. Wenn Aristophanes den Sokrates in einem Korbe und in eine Wolke gehüllt auf der Bühne erscheinen läßt, so ist dies eine poetische Karrikatur. Die Moralisten mögen sich indeß beruhigen; eine Karrikatur hat noch nie etwas entschieden und kann das wahre Verdienst nicht vermehren verdunkeln.

Georg Cruikshank, der ausgezeichnetste Englische Karrikaturist, hat sich ohne Maß und Scheu in allen Gattungen der Karrikatur versucht und dieselbe sogar bis zum Wortspiel herabgewürdigt. Der Werth seiner Studien zur Erläuterung der Schädellehre besteht gerade in der frivolsten Oberflächlichkeit und in dem leichten Witz. Das Organ der Zerstörung wird z. B. durch einen wüthenden Stier veranschaulicht, welcher in den Laden eines Porzellan-Händlers einbricht und hier eine allgemeine Zerstörung der Tassen, Krystallgläser und Pokale zu Stande bringt. Zum Vertreter der Idealität ist ein Sgieszbürger gewählt, der mit zum Himmel strebenden Haaren im Bette liegt; er betrachtet seine Beinleider und seinen Schlafrock, welche, über die Lehne eines Stuhls hängend und von den Strahlen des Mondes beschienen, wüsten Schreckbildern ähnlich sehen. Das Organ der Verehrung wird durch einen Alderman repräsentirt, dessen stattlicher Wanst sinnend vor einem Schlächterladen verweilt und eine Schöpfenkeule mit starrer Bewunderung anstaunt. Das Symbol des Gewissens ist ein alter Trödeljude, der die Hand aufs Herz legt und einem armen Weibe, das ihm ein ungeheures Bündel Kleider und Wäsche hinreicht, einen Shilling bietet. Dieser Parodie aber ist die köstliche Skizze, in welcher derselbe Künstler alle Schrecken der Zauberei versponnet, noch weit vorzuziehen: Ein ehrlicher Bürger und seine treue Ehehälfte sind in Kensington zu später Stunde spazieren gegangen und gerathen unversehens in den magischen Kreis des „Freischüs“. Ihr Schrecken kennt keine Grenzen, und die außerordentliche Einfalt des ehrenwerthen Bürgers und seiner Frau machen einen höchst komischen Eindruck; aber einen bizarren und grotesken Anstrich erhält die Darstellung erst durch die menschlichen Physiognomien, mit denen der Künstler die Schlangen, Krokodille und Dämonen, welche um das erschreckte Paar herumschweben, ausgestattet hat. Cruikshank hat den Schrecken hier lächerlich gemacht; der Mond selbst ist diesem Schicksal nicht entgangen, denn es schaukeln sich an ihm zwei Teufelchen, welche seine Strahlen in einem durchlöchernten Bratosen auffangen. Gewiß hat man nie eine komischere Mondfinsterniß gesehen.

Die Franzosen besitzen eine alte Karrikatur, die noch jetzt beliebt ist; dieselbe heißt: „Der Kredit ist todt, die schlechten Zahler haben ihn getödtet.“ Ein altes Tapetengemälde in Dijon stellt die Laufe, Geburt und das Leichenbegängniß der Schwelgerei dar. Diese Person, welche natürlich eine gute Küche liebt, tadelt die Gicht und die Wassersucht zu ihrem Mahle; die Feinschmeckerei führt dieselben als Ceremonienmeisterin ein. Im Jahre 1660 ergösten sich unsere Altvordern auf eine ausnehmende Weise an einem Kupferstich, welcher „der Kampf der Fasten und des Faschings“ betitelt war. In seiner Art ist derselbe ausgezeichnet. Die Fastenzeit und der Fasching sind zwei Ritter, welche mit allen nöthigen Geräthschaften zur Zerlegung des Fleisches und der Fische ausgerüstet sind. Die Fastenzeit erscheint wie ein ausgetrockneter Don Quixote; sie reitet auf dem Pferde der Apokalypse und trägt statt des Helmes einen Seehammer, statt des Banners ein Fischernetz. Ihr Gegner, der Fasching, reitet auf einem fetten Ochsen und schwingt einen Bratspieß; an seinem Sattelknopf hängt ein Bratrost, ein Schaumlöffel und ein fetter Kapau. Die Stellung der beiden Kämpfer und die Worte, welche ihnen in den Mund gelegt werden, passen vortreflich zu ihrem gastronomischen Aufzuge. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der bürgerliche Maskenball in Paris.

Ein Genrebild von Scribe.

In der Karnevalszeit empfing ich folgende Einladung: „M... giebt sich die Ehre, Sie auf Donnerstag Abend einzuladen; für die Liebhaber des Pianoforte oder der Violine werden beide Instrumente bereit gehalten werden; man kann maskirt oder unmaskirt erscheinen, und es wird an unterhaltenden Belustigungen nicht fehlen. Den Schluß der Abend-Unterhaltung machen zwei Pasteten; wer nicht bis zehn Uhr kommt, erhält kein Abendbrod.“

Die originelle Abfassung dieser Einladung und noch mehr der Name des Festgebers bestimmten mich, ohne Bedenken zuzusagen. Der Veranstalter des Balles war ein alter Junggeselle, der sehr behaglich von seinen Zinsen lebte; schon seit langer Zeit war er von allen Geschäften zurückgetreten und nur noch auf sein Vergnügen bedacht. Er liebte die Welt und ging gern mit Künstlern um, weil er sich in ihrer Gesellschaft am besten unter-

hielt. Wenn er Gesellschaften zu sich einlud, so bot er Alles auf, um dieselben so unterhaltend wie möglich zu machen, und man war ganz ungenirt bei ihm. Dabei hatte er indeß die Untugend, witzig seyn zu wollen und allerlei Muthwillen und Scherz zu treiben, obgleich seine Späße nicht immer glückten; aber alles dies bestärkte mich nur noch mehr in meinem Entschlusse, weil ich überzeugt war, daß der Wirth wieder etwas Neues aussonnen habe, um seine Gäste zu unterhalten. Es handelte sich nur noch um meinen Anzug. Sollte ich eine Charakter-Maske wählen? Aber dann muß man eine Rolle spielen und diese durchführen; man muß sprechen und öffentlich auftreten, man muß die Gesellschaft unterhalten. Ich finde es nun weit interessanter, mich selbst zu unterhalten; ich bin lieber Zuschauer als Schauspieler. Ich werde also unmaskirt erscheinen.

Hier ist ja schon das Haus, und ich sehe weder Lampen noch Munizipal-Gardisten an der Thür; ich denke nicht daran, daß es nur ein bürgerlicher Ball ist. Ich trete ein; der Portier und alle Kinderädchen des Hauses sind vor der Portier-Loge versammelt; wahrscheinlich wollen sie die ankommenden Masken beschauen. Der Portier sagt zu einem Kinde, das er auf dem Arme hält: „Ach! der Herr geht zum Maskenball und ist nicht maskirt.“ — „Dürfen nur Masken erscheinen?“ — „Das meinte ich nicht; aber es ist unterhaltender, wenn nur Masken kommen. Oben sind schon zwei Postillone von Lonjumeau und eine Menge Bauern und Schäfer. Wie hübsch sehen diese Postillone aus! Wenn meinem Kleinen die Kuhpocken geimpft sind, so will ich ihn alle Sonntage so anziehen.“ — Ich höre nicht mehr auf den Portier, sondern steige die Treppen hinauf; es ist im vierten Stockwerk; jetzt bin ich wohl da! Ich schelle; man öffnet nicht, aber die Thür ist auch nicht verschlossen. Ich wundere mich, Niemand im Vorzimmer zu finden, das noch dazu ganz dunkel ist. Sollte ich zu früh gekommen seyn? Aber es ist schon zehn Uhr, und ich bin ja auch nur zu einem kleinen Ball ohne Gepränge eingeladen. Ich öffne also die Thür, die ich vor mir sehe; ich thue einige Schritte vorwärts und höre plötzlich ein schreckliches Geschrei... ich strecke den Kopf vor und sehe eine schon bezehrte Dame in einem ziemlich koketten Anzuge, die indeß noch nicht frisirt ist, denn sie hält eine dicke Flechte und schöne schwarze Locken in der Hand, mit deren Hälfte sie die grauen Haare zu verdecken hofft, die ich jetzt sehe.

Ich erschöpfe mich natürlich in Entschuldigungen, aber die Dame scheint sich nicht zufrieden geben zu können, daß ich sie ohne ihre Locken und Flechten gesehen habe; sie möchte wohl gern ohnmächtig werden; ich eile ihr zu Hülfe, als eine Kammerfrau plötzlich hinter mir eintritt und sagt: „Madame, der Friseur wird gleich kommen; er ist noch bei Madame Féodille, welche sich die Frisur zweimal hat abnehmen lassen, weil sie ihr nicht anstand. Der arme Friseur!... Was steht der aus, um diese Dame hübsch zu machen.“ — „Ach, mein Gott!“ rief ich aus, „jetzt meinen Irrthum gewahr werdend,“ „befinde ich mich nicht bei Herrn M...?“ — „Nein, mein Herr“, antwortet die Kammerfrau; „der wohnt oben... in derselben Thür.“

Die Dame, an die ich mich jetzt wenden will, hat sich zurückgezogen und im Hintergrunde des Zimmers versteckt. Ich entferne mich also eiligst, während die Kammerfrau über meine Ungeschicklichkeit lacht. Ich steige noch eine Treppe höher, und jetzt gelangte ich zum Halle; ich höre auch schon die Musik. Ein dicker Türke kommt mir entgegen; es ist der Hausherr. Wenn man sich eine Vorstellung von ihm machen will, so denke man sich einen kleinen, sehr beleibten Mann, dessen Nase fast ganz von zwei feuerfarbenen Backen verdeckt wird; seine Augen sind in beständiger Bewegung, und seine Augenbrauen steigen drohend zur Stirn auf. Bekleidet ist er mit weiten hauchartigen Beinkleidern, mit einer kleinen Sammetweste, die mit Klittern verziert ist und hinten nur bis zur Mitte des Rückens hinabreicht; um die Hüften hat er einen großen Kaschmir-Schawl gewunden und auf dem Kopfe trägt er einen ungeheuren Turban. So blickt er mich einige Zeit an, und bricht dann endlich in ein lautes Gelächter aus. „Ich bin ein Türke, mein Freund. Ich ersticke in meinem Anzuge!... aber was soll man machen?... Wie gefalle ich Ihnen?“ — „Sie sehen wie ein Pascha aus.“ — „Nicht wahr?... Ha! Ha! Wir wollen recht von Herzen lachen!... Aber treten Sie doch ein, mein lieber Freund; man hat schon angefangen zu tanzen. Wir wollen recht lustig seyn!... Ich bin heute sehr aufgelegt.“ — „Sagen Sie mir doch, ob die Dame, die unter Ihnen wohnt, auch zum Balle kommen wird.“ — „Freilich... sie ist eine sehr liebenswürdige Dame, die noch recht hübsch ist... Sie werden sehen... und ihre Haare sind von außerordentlicher Schönheit.“

Ich wußte, woran ich mich in Betreff der Haare zu halten hatte; aber ich hielt es nicht für angemessen, dem alten Junggesellen seine Täuschung zu rauben. Ich trat in den Saal; die Musik war rauschend; denn außer einem Pianoforte-Spieler sah ich noch zwei junge Leute, welche geigen, und einen kleinen Herrn, der das Flageolet blies. Die Gesellschaft war noch nicht zahlreich versammelt; getanzt wurde nur von vier Personen, unter denen sich zwei kleine Mädchen, als Schäferinnen gekleidet, befanden, welche Kreuz und quer, hinüber und herüber sprangen; außerdem bemerkte ich noch eine alte Dame, welche als Sultantin erschienen war und die sich abmühte, einem Herrn von vierzig und einigen Jahren die Galoppade zu lehren; dieser ließ Alles mit sich geschehen und bewahrte seine komische Würde: er tanzte die Galoppade wie die Menuet, wie sehr sich auch die Sultantin anstrengte, um seine Schritte etwas zu besägen.

Ich lasse meine Blicke durch den Saal streifen. In einer Fenster-Vertiefung bemerke ich zwei Herren, welche steif an demselben Drie sitzen bleiben, weil sie zu fürchten scheinen, daß die leiseste Bewegung ihren Anzug in Unordnung bringen könne. Sie sind als Chinesen verkleidet, und ihre Anzüge sind in der That schön zu nennen; jedes Stück ihrer Bekleidung ist neu und prachtvoll, und es läßt sich nicht das Geringste an ihnen aussetzen; sie sind vom Kopf bis zu den Füßen echte Chinesen. Ich erkundige mich bei meinem dicken Türken nach den beiden Herren. — „Das sind sehr reiche Leute“, sagte er, „ein Jeder von Ihnen hat mehrere Häuser. Sie sind Brüder, und ihr Name hat an der Börse einen guten Klang.“ — „Das ist sehr schön, aber sagen Sie mir, ob sie liebenswürdig, unterhaltend sind?“ — „Sie sind sehr reich... ihre Anzüge sind prachtvoll; nicht wahr?“ — „Das sehe ich wohl, aber sprechen sie denn gar nicht?“ — „Später werden sie das auch wohl thun.“ — „Sind sie schon lange hier?“ — „Länger als eine Stunde, und so lange sitzen sie auch schon an dem Drie, wo Sie dieselben jetzt erblicken, und sind nicht einmal aufgestanden; das ist eine Chinesische Stellung.“ — „Sie müssen sich außerordentlich gut unterhalten.“

In einer kleinen Entfernung bemerke ich einen Marquis und einen Chevalier, welche in einem sehr interessanten Gespräch begriffen zu seyn schienen. Ich näherte mich ihnen, weil ich glaube, daß sie sich im Charakter ihrer Masken unterhalten, und ich höre so folgendes Zwiegespräch: „Ich sage Ihnen, die Milchweiber dürfen sich nicht vor die Läden setzen. Das wäre wirklich hübsch... Sehen Sie, mein Neffe verkauft wohlriechende Wasser und Seifen und hat einen sehr hübschen Laden in der Straße Saint-Denis. Eine Milchfrau wollte einige Schritte vor seinem Laden verkaufen und da ihre Kannen und Krüge auskamen... Das wäre niedlich gewesen. Man kann sich nichts Unreineres denken, als diese Milchweiber mit ihrem ganzen Krame. Wie unangenehm wäre es für das Publikum gewesen, das eau de Portugal und Mandelseife kaufen wollte, wenn es über die Milch-Kannen hätte hinüberschreiten müssen. Mein Neffe hat sie auch bald weggebracht.“ — „Aber wo sollen sich denn diese armen Weiber hinstellen?“ — „Unter die Hausthüren!“ — „Unter die Hausthüren!... Sie scherzen wohl? Ich halte mein Haus reinlich und ordentlich, und mein Portier läßt Niemand ein, ohne zu fragen, zu wem er will, und nun sollen sich gar die Milchweiber auf meinem Hausflur niederlassen und hier ihre Kunden abfertigen! Alle alte Weiber und kleine Mädchen! Alle Straßensbuben, welche Milch kaufen wollen? Sehr verbunden, mein Herr! Ist denn ein Haus ein öffentlicher Ort? Da müßte es ja keine Sicherheit, kein Eigenthum mehr geben. Ich lasse kein Milchweib in mein Haus!“ — „Aber zum Teufel! wo sollen sie sich denn hinstellen!“

„Meine Herren! meine Herren! sprechen Sie doch nicht von politischen Gegenständen“, ruft der Wirth, indem er zwischen den Chevalier und den Marquis tritt. „Tanzen Sie doch mit den Damen!“ — „Aber wo sind denn Ihre Damen?“ — „Sehen Sie nicht, wie sie herbeiströmen? Wir wollen recht lustig seyn!“ Der dicke Pascha lachte aus vollem Halse und eilte bald hierhin, bald dorthin, um eine Gesellschaft zu unterhalten und zu erheitern, die sich durchaus nicht erheitern lassen wollte. Ein großer Herr tritt jetzt aus einem benachbarten Zimmer und schreitet würdevoll im Saale auf und ab. Der Herr ist ein ehrlicher Bürger, der sich eine mächtige Nase und einen großen Schnurrbart angeleibt hat. Er sieht alle Anwesenden an und bedauert sich öfter im Spiegel; er scheint sich selbst zu bewundern. Ich begreife nicht, wie man in einer Privat-Gesellschaft bloß eine falsche Nase ansetzen kann. Der Herr hat vielleicht komische Absichten, die noch später zum Vorschein kommen werden; ich will das abwarten.

Die Gesellschaft wird immer zahlreicher. Jetzt erscheinen auch mehrere hübsche Frauen, Bäuerinnen, Marketerinnen u. s. w. Die Anzüge sind reich, elegant und gefällig, aber ich sehe keinen einzigen, der getreu wäre. Wirkliche Bäuerinnen kleiden sich nicht mit dieser Sorgfalt, und die Marketerinnen tragen nicht Röcke aus solchem Stoffe. Die Maske, welche ich in einer Ecke des Zimmers wahrnehme, und die mit Blumen, Bändern und Spizen überladen ist, kann man eben so wenig für eine Italiänische Bäuerin wie für eine Bürgerin des 18ten Jahrhunderts halten. Man bezeichnet jetzt alle Masken-Anzüge mit dem Namen Phantasia-Anzüge. Die Phantasia kann man sich schon gefallen lassen, aber es ist zu bedauern, daß die Damen nicht die Phantasia haben, einen getreuen Anzug zu tragen. Eben so vermisse ich die komischen Masken, welche so viel zur Erheiterung einer Gesellschaft beitragen, aber es ist leichter, sich prachtvoll zu kleiden und zu sagen: „Bewundern Sie mich“, als eine komische Idee zu haben.

Die einzige komische Person auf dem Balle ist bis jetzt noch der Herr mit der falschen Nase. Er geht würdevoll auf und ab und bleibt vor den Damen stehen, wahrscheinlich in der Erwartung, daß man ihn anrede; aber Niemand spricht mit ihm. Das muß ihn sehr verdriessen. Es scheint mir, daß ihn seine Nase zu sehen hindert, denn er ist öfter damit gegen die Thürpfosten angelassen. Ich möchte wohl wissen, wie es ihm gelungen ist, die Nase zu befestigen, da er doch keinen Hut trägt. Jetzt nähert sich ihm eine unmaskirte Dame und sagt zu ihm: „Mein Lieber, willst Du denn Deine Nase den ganzen Abend hindurch aufbewahren?“ — „Versteht sich“ — „Ich glaube aber, daß Niemand von unseren Bekannten hier ist; wem willst Du Dich denn unbekannt machen?“ — „Das thut nichts... ich erzeuge Aufmerksamkeit... man steckt die Köpfe zusammen, aber das siehst Du

nicht!“ — „Deine Nase muß Dir aber sehr beschwerlich seyn.“ — „Ich kann zwar nicht recht sehen, aber das schadet nichts; ich versichere Dir, daß mich Niemand erkennt.“ — „Von allen Anwesenden kennt Dich ja auch nur M...“ — „Laß mich doch in Ruhe... man beschäftigt sich mit mir; das weiß ich.“ — „Aber beim Abendessen wirst Du doch wenigstens Deine Nase abnehmen.“ — „Nein, ich werde sie nicht abnehmen! Uebrigens habe ich auch den Schnurrbart und die Nase so fest angeleimt!... das thut zwar etwas wehe, aber es hält auch vortreflich.“ — „Wirst Du nicht mit mir tanzen?“ — „In keinem Falle! Schöner Einfall! Wenn ich mit meiner Frau tanzte, würde man mich den Augenblick erkennen.“ — „Aber was schadet das? Niemand kennt...“ — „Laß mich doch in Ruhe!“ — (Schluß folgt.)

A e g y p t e n.

Aegypten in kommerzieller und industrieller Hinsicht.

Zweiter Artikel.

Mehmed Ali, ein Spekulant von nicht gewöhnlichem Schlage, der auf jede nur mögliche Weise seine Industrie zu heben trachtet, erinnerte sich, daß das Opium der Thebais ehemals auf den Märkten Europa's sehr geschätzt war. Um nun dem längst in Verfall gerathenen Anbau dieser Pflanze wieder aufzuhelfen, ließ er aus Syrien sachverständige Armenier, welche die Behandlung des Klein-Asiatischen Opiums verstanden, nach Aegypten kommen und eine neue Art der Bereitung ausfindig machen, die in Folgendem besteht. Gegen Ende Octobers, wenn die Gewässer sich verlaufen haben, pflügt man zweimal ein gutes, gelbliches Erdreich und streut in die Furchen die Opiumkörner mit etwas pulverisirter Erde desselben Ackers. Dies Verfahren macht die Anwendung der Egge überflüssig. Schon nach vierzehn Tagen keimt die Pflanze hervor in der Dicke eines Halmes und erlangt in zwei Monaten ihre natürliche Höhe von ungefähr vier Fuß, mit breiten rundlichen Blättern bis an die Wurzel und einer oder mehreren Früchten von der Größe einer kleinen Citrone. Als dann macht man jeden Tag vor Sonnenaufgang Einschnitte in dieselbe und fängt den daraus hervorquellenden Saft in einem Gefäße auf; er ist anfangs weiß, wird aber bald schwarzbraun und erlangt Konsistenz; aus dieser Masse werden kleine Brodte geknetet, in die Blätter der Staude gehüllt und in solcher Gestalt auf den Markt gebracht. Aus dem Kerne gewinnt man ein gutes Brennöl, und nütliches Feuerungs-Material aus den Blättern. Eine gewöhnliche Aernthe liefert 15—20,000 Dk (40—50,000 Pfund) dieses Produkts.

Noch einfacher ist das Verfahren, um den Salpeter zu gewinnen. Fast alle Gegenden Aegyptens sind mehr oder minder salpeterhaltig, aber besonders die Umgegenden von Kahira am rechten Nil-Ufer, die von diesem Mineral so durchzogen sind, daß, wenn ein Wind den Staub in die Höhe wirbelt, man ein Jucken in den Augen spürt, das sich bis zur Entzündung steigern kann. Man macht also Gruben von einigen Fuß Tiefe und setzt darin die mit Wasser befeuchtete Erde der freien Luft aus, und da die Verdunstung, besonders im Sommer, schnell vor sich geht, sammelt man den zurückbleibenden Salpeter von den Seitenwänden und der Oberfläche der Grube. Auf diese Weise werden jährlich 100,000 Etr. Salpeter gewonnen und theils zur Bereitung des Pulvers angewendet, größeren Theils, d. h. noch 60,000 Etr., zur Ausfuhr bestimmt.

Seit 1820 war das Thal Uadi-Tumlat, das biblische Gosen, das sich in Nieder-Aegypten bis zur Syrischen Wüste zieht, auf einer Million Fuß mit Maulbeerbäumen bedeckt und auch in der Ebene von Schöbra hatte die Zucht von Seidenwürmern Eingang gefunden. Dennoch war die gewonnene Ausbeute nicht groß genug, um den Bedarf des Landes an Seide zu decken, und Syrien mußte aushelfen. Der Pascha aber wollte die Einfuhr dieses Artikels ganz überflüssig machen, und verordnete neue Maulbeer-Pflanzungen; 300 Feddans der großen Ebene von Syene wurden für die Kultur derselben angewiesen, und gleichzeitig ein bestimmter Antheil in den einzelnen Distrikten Nieder-Aegyptens. Im Januar beginnt der Baum Knospen zu treiben und steht am 15. Februar in voller Blüthe. Bis zu diesem Zeitpunkt bewahrt man die Eier in Brunnen oder an kühlen Orten, wäscht sie aber weder in Wein noch in Wasser. Erst sechzig Tage nach seinem Auskriechen beginnt der Seidenwurm zu spinnen und macht in zwanzig Tagen sein Kokon fertig, deren 250—260 ein Pfund Seide liefern. So rechnet man gegenwärtig an vier Millionen Fuß Maulbeer-Pflanzungen, die, bei der unglaublich schnellen Vegetations-Kraft Aegyptens, schon ihre vollkommene Ausbildung erlangt haben. Aber die Stämme werden nicht groß, die Blätter bleiben kleiner und schlechter als die Europäischen, die Seidenraupen werden von den Fellahs ungeschickt behandelt, und trotz der steten Verbesserungen, welche der Pascha einzuführen bemüht ist, hat die Zucht derselben noch wenig Fortschritte gemacht. Daher hat auch die Einfuhr von Europa nicht sehr abgenommen, aber auch hier hat Mehmed Ali seine Absichten erreicht, indem eine Menge Seide im Lande verarbeitet und verbraucht wird.

Ober-Aegypten erzeugt viel Zuckerrohr, aber die Unfähigkeit, es zu behandeln, war bisher so groß, daß man nur eine kleine Quantität Zuckersaft gewann, der für die Bedürfnisse des Landes nicht ausreichte. Seit dem Bestehen der Ausfuhr-Prämie in Frankreich führte man sogar von dorthin beträchtliche Ladungen Zucker

ein, für mehr als eine halbe Million an Werth im Jahre 1836, so daß z. B. der raffinierte Zucker aus Marseille in Aegypten in höherem Preise stand, als in Frankreich. Dies schien dem Pascha bedenklich; er rief Herrn Allard aus Marseille nach Aegypten, und erzielte durch dessen Geschicklichkeit 70 bis 80 Prozent mehr Zuckerstoff und von besserem Gehalte als bisher. Der erfreute Pascha wollte nun in Kahira eine Raffinir-Mühle auf Dampf bauen, aber Herr Allard fand es für gut, deren Ausbau von den Händen ungeschickter Araber nicht abzuwarten, und ist seitdem nach Europa zurückgekehrt. Bei diesem Experimente stellte sich aber deutlich heraus, daß, wenn ein Europäer in Ober-Aegypten eine Zucker-Raffinerie errichtete, er, selbst bei zwei- bis dreimal so hohem Lohn, immer noch einen zehnmal größeren Gewinn als in Europa davonzutragen würde.

Der Anbau der Baumwollen-Staude wirkte so mächtig auf Aegypten, daß er eben so sehr eine politische als industrielle Umwandlung hervorbrachte. Aber nicht zufrieden, im Wettstreit mit Indien und Amerika den Europäischen Fabriken den Stoff zu liefern, sollte die Sonne der Pyramiden, wie die Sonne der anderen Hemisphäre, auch jene kostbare Pflanze zur Reife bringen, deren Bodensatz, wie das Meer an einem heiteren Tage, in lieblicher Bläue schimmert. Der Anbau des Indigo war eine nothwendige Folge von dem Anbau der Baumwollen-Staude, die Farbe des einen mußte die Bleiche der anderen heben, und für die 400,000 Etr. Baumwolle, welche Aegypten in Circulation setzt, war eine nicht unbeträchtliche Menge Indigo erforderlich. Mehmed Ali, der als Eigenthümer von Aegypten ihn auf seinen Ländereien gepflanzt haben wollte, wählte schlammigen, fetten Boden, der sich am meisten dafür eignet, und in kurzem blühten Indigo-Felder dem Verbrauch entgegen. Aber die Zellulose bereiten ihn zu grob, verfesten ihn, in Wasser aufgelöst, zum dritten Theil in Lehm, und setzten, in Brodien geformt, ihn der freien Luft ungeschützt zum Trocknen aus, so daß er sich mit Sand und anderen unreinen Stoffen leicht vermischte. Dadurch kam der Aegyptische Indigo in schlechten Ruf; man glaubte ihn absichtlich verfälscht und zog den von Bengalen vor.

Mehmed Ali ließ Indigo-Bereiter aus der Heimath dieser Pflanze kommen und seine Araber in der sorgfältigeren Darstellung des Stoffes unterrichten. Aber die Zellulose konnten nicht so bald ihren herkömmlichen Schlendrian aufgeben, und der Aegyptische Indigo hat sich noch keinen besseren Ruf verschaffen können. Im Jahre 1833 besaß der Pascha 200,000 Oka davon, die kein Mensch kaufen wollte, bis Herr Kocher, ein Französischer Chemiker, einen Theil desselben läuterte, und der Verkauf in Auktionen zu Alexandrien bewerkstelligt wurde. Aber um eine durchgreifende Verbesserung in dieses Verfahren zu bringen, mußte er Europäische Chemiker an die Spitze der Verwaltung stellen und eigene Trockenplätze bauen, um den Indigo vor Staub und Schmutz während des Härtens zu schützen.

Ueberhaupt ist Aegypten chemisch noch keinesweges behandelt, wie es seine Mittel gestatteten, und eine Menge Stoffe gehen ungenutzt verloren, deren sich die Industrie mit Gewinn bemächtigen könnte. Das Nil-Thal insbesondere ist vorzugsweise für chemische Untersuchungen geeignet; die Vermischung und Zerfetzung der Körper macht sich unglaublich schnell, die Naturkräfte wirken dort rascher, das Wasser, die Sonne, die Atmosphäre in hygrometrischer und elektrischer Beziehung, die vegetale wie die animalische Welt, Alles verspricht dem chemischen Prozeß einen glänzenden Erfolg, bis auf die Menge in Fäulnis übergehender Stoffe, deren Ausbeutung überdies einen vortheilhaften Einfluß auf den Gesundheits-Zustand des Landes äußern würde. Dattelkörner könnten Del geben; die vielen Knochen Leim, gebranntes Elfenbein und Gallert; die Schalen der Wassermelonen, in Zucker eingemacht, ein gutes Konfekt; die Maisblätter Papier; und leicht würde eine aufmerksame Beobachtung zur Benutzung vieler anderer bisher unbeachtet gelassenen Materialien führen. Die Araber sind nicht unternehmenden Sinnes, weniger geeignet, Bewegungen mitzuthun, als zu empfangen, und die Europäer, welche sich im Dienste des Paschas befinden, strengen eben so wenig ihre Erfindungskraft an, weil der Hebel fehlt, welcher den Europäer in Bewegung setzt — das Interesse. Wir wollen aber keinem unserer Landsleute rathen, in Aegypten ein Unternehmen auf eigene Hand zu eröffnen; er dürfte es sein nennen, so lange es Mehmed Ali gefiele; es würde ihm aber nicht gefallen, sobald er sähe, daß es mit Nutzen betrieben würde, und es schnell genug als sein Eigenthum in Anspruch nehmen. Bis dieser Zustand nicht aufhört, wird jede freie Entwicklung des Handels gehemmt bleiben und der Europäische Geist, welcher zu dessen Umgestaltung unentbehrlich ist, seinen wohlthätigen Einfluß nicht ausüben.

Legte man uns endlich die Frage vor, ob es bei allem dem der industrielle Pascha besser mache, als es die Europäer gemacht hätten? so müßten wir, um unparteiisch zu seyn, antworten: Technisch würden es die Europäer besser machen, und wenn zu ihrem natürlichen Uebergewicht noch die Triebfeder des persönlichen Interesses käme, müßten ungeahnte Resultate daraus hervorgehen; politisch gebührt Mehmed Ali der Vorzug; denn es stünde zu befürchten, daß die Europäer, um zu konkurriren, die an Gehorsam gewöhnten Aegypten so unmenschlich behandeln würden, wie sie es in Amerika thaten, das an dieser Wunde noch immer zu heilen hat. Es müßte demnach eine ein-

heimische Direction sich bilden, welche den Ausländern vertragsweise die Leitung der einzelnen Branchen überliefe, und solche Einrichtungen sind nicht unmöglich, ja müssen früher oder später ins Leben treten, weil Aegypten ohne Europäische Talente und Kapitalien nicht aufkommen kann, und Mehmed Ali's Größe besteht auch namentlich darin, daß er beide in sein Interesse zu ziehen und seinem eigenen Vortheil dienlich zu machen gewußt hat. Wollte er ihnen noch mehr Spielraum gönnen, so würde er sich selbst der Gefahr aussetzen, und indem er die Zellulose vor der Brutalität der Europäer beschützt, hat er seinem System wenigstens ein nationales Interesse zu geben vermocht. Jedenfalls befindet sich Aegypten in einem schlimmen Dilemma, entweder in die Knechtschaft Europäische Industrie zu gerathen, oder keine Fortschritte zu machen und auf der Stufe seiner jetzigen Halbheit stehen zu bleiben. Nur eine weise und umsichtige Politik wird diese Klippen umgehen können und beiden die Vortheile sichern, die aus einer engeren Verbindung für sie fließen müssen.

Nach so vielen Proben von Europäische Ueberlegenheit in der Mechanik läßt Mehmed Ali seine Webereien und Fabriken ihren Gang gehen und thut nichts, ihnen aufzuhelfen, weil er sich mit einem umfassenderen Projekt trägt. So entschieden auch in Aegypten alle kommerzielle und physische Vortheile auf seiner Seite sind, und wie natürlich ihm der Gedanke schien, daß das Metall die Baumwolle, aber nicht diese jenes aufsuchen müsse, hat er dem Europäische Manufaktur-Systeme dennoch unterliegen müssen. Aber er hält sich nicht für geschlagen; er erwartet mehr Erfolg von einer Veränderung seines Planes. Nach Syrien will er den Schauplatz seiner industriellen Thätigkeit verlegen; dort hofft er als Sieger zu bestehen. Diese Beharrlichkeit geht von einem sehr wichtigen, bereits bezeichneten Gesichtspunkte aus; er will nicht, daß zwei Drittheile seiner Baumwollen- und Indigo-Production, die er nach Europa ausführt, ihm in fertiger Gestalt als Gewebe wieder ins Land kommen; er sieht darin mit Recht eine Ungereimtheit, die er um jeden Preis los werden müsse, und wartet nur auf den Zeitpunkt, wo er festen Fuß in Syrien gefast haben würde, um seine ganze Manufaktur dahin zu verlegen. Dort hofft er Eisen und Steinkohlen zu finden und nur Ingenieure aus Europa zu bedürfen. Und in der That haben Untersuchungen an Ort und Stelle das Vorhandensein von Steinkohlen-Lagern an der Kette des Taurus auf einer Strecke von 8 bis 9 Stunden im Westen von Tarsus erwiesen; in einer Tiefe von 40 Fuß traf man in einem Schieferlager auf Steinkohle, aber zum Unglück von schlechter Beschaffenheit, wie sie zum Betriebe gar nicht brauchbar ist. Schon im Jahre 1833, als der Pascha die an Holz und Gruben reiche Provinz Adana in Anspruch nahm, leitete ihn der geheime Gedanke an diese Uebersiedelung. Als Herr von dieser Provinz ließ er mineralogische Untersuchungen anstellen und fand zu seiner Ueberraschung acht erhaltige Minen, welche, nach einem mäßigen Ueberschlage, zwanzig Hochöfen beschäftigen und 150,000 Etr. geschmolzenes Erz von 12 bis 15 Millionen Piaster an Werth jährlich liefern könnten. Die immer noch aufblühende Empörung des Landes hat dies Projekt bisher in seiner Ausführung gehemmt, und diesem Zustande muß von Seiten des Pascha auf jede Weise ein Ende gemacht werden, sey es auch durch Krieg. Gelänge ihm Alles, so werden sich beide Länder nach ihrer Eigenthümlichkeit sondern, Aegypten für den Ackerbau und den chemischen Prozeß, Syrien für die kommerzielle und mechanische Industrie, und auf diesem Wege das große Ziel erreicht werden, welches, wie wir angedeutet zu haben glauben, für Aegypten nach seinen natürlichen Verhältnissen erreichbar ist. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Pafel's Denkwürdigkeiten. Von den Memoiren des Polnischen Edelmanns Johann Chrysothomus Pafel, die Herr Graf Eduard von Raczynski in Posen Polnisch herausgegeben und von denen wir in Nr. 138 und 139 des Magazins vom vorigen Jahre einige Proben mitgetheilt, ist jetzt in Breslau eine vollständige Deutsche Uebersetzung erschienen, welche Herr Professor (und Scheimer Archivrath) Stenzel durchgesehen und mit neuen Anmerkungen bereichert hat. Pafel, der in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts lebte und dessen Denkwürdigkeiten, so weit sie Herr Graf Raczynski aufgefunden, vom Jahre 1636 bis zum Jahre 1688 reichen, hat in seinen Jahres- und Tages-Heften einen überaus interessanten Einblick in die innere Geschichte seines Vaterlandes unter den Königen Johann Kasimir, Michael Korybut und Johann III. Sobieski hinterlassen. Aber auch von anderen Ländern, die er als Krieger durchzog, und namentlich von der Mark Brandenburg unter der Regierung des großen Kurfürsten weiß er Manches zu berichten, was für Deutsche Leser einen besondern Reiz hat. Wir sind daher nicht minder, als unsere Polnischen Nachbarn, den verdienstvollen Herausgebern für ihre Arbeit Dank schuldig. Zu bedauern ist nur, daß die in Breslau veranstaltete Uebersetzung an manchen Härten des Ausdrucks leidet, die die Feile des gelehrten Herausgebers nicht immer zu beseitigen vermochte. Das Deutsche Buch, obwohl es den Ton des Originalen treu wiederzugeben sucht, läßt sich doch nicht mit der Leichtigkeit der Auszüge lesen, die Herr Rektor Berner in Gnesen veranstaltet hat und die sich in den obgedachten Nummern des Magazins befinden.